

Der Uhrmacher vom Lac de Joux.

Von Robert Schweißel.

(7. Fortsetzung.)

Amey sah schon seit einer Stunde etwa unter der Lampe. Auch er war dort hingelassen, er wachte nicht ein. Aber wenn er auch nicht die bestimmte Hoffnung gegen Rosette, Rosette dort zu treffen — war er ohne den Wunsch gewesen? Beide sahen sich fragend mit leuchtenden Blicken an. Allmählich vergaßen sie die Gegenwart der älteren Schwester.

Sophie schaute sich in einiger Entfernung von ihnen nieder. Sie beobachtete den Ausdruck des Glücks in den Wangen der beiden, und sie fühlte eine fast heilige Freude darüber. Es war das erste reine Glück, dessen sie in ihrem Leben Zeugnis ward, und eine tiefe Bewegung malte sich in ihren Augen, deren sanfter Schimmer die Wägen nicht halten konnten. So sah sie still beobachtend, in mancherlei Gedanken, bis die Dunkelheit kaum noch die Gestalten Amey's und Rosette's erkennen ließ und es Zeit war, heimzukehren. Amey gab den Schwestern das Geleit bis zu den Tritten hinter dem elterlichen Hause.

Eine Reihe schöner Abende folgte diesem ersten. Wie gut und lieb war nicht Rosette in diesen traulichen Stunden! Wie harmlos und nicht ihr Geliebter, ihr ganzes Wesen! Frau Prichard wunderte sich freilich über die plötzliche Leidenschaft Rosette's für Spaziergänge, aber da sie nicht den geringsten Argwohn über den Zweck derselben hegte, so erlosb sie auch keine Besorgnis. Amey schlug immer den Hof zwischen den Pfosten ein, und Rosette war schlaun genug, ihre Spaziergänge bald nach dieser, bald nach jener Richtung, vor aller Augen durch das Dorf zu machen. Aber wie alle Wege nach Rom führen, so brachten alle Pfade die Schwestern zur Kirchentür, und immer begleitete sie Amey durch die Waldnacht bis in die Nähe des Hauses.

Am Sonnabend fragte ihn Rosette beim Abschied: Du kommst doch morgen in's Haus?

Amey wollte nicht. Was hab' ich davon, wenn ich Dich sehe, sagte er, und kann doch kein Wort mit Dir reden? Und siehst Du, ich taug' nicht unter die Menschen, die Sonntags bei Euch sind.

Dann bild' ich morgen ganz unglücklich, tief Rosette leidenschaftlich, und gegen Sophie fuhr sie fort: Denk nur, er will uns morgen allein lassen!

O nicht doch, hat Sophie, näher herantretend, Sie würden dem Vater eine große Freude bereiten. Nur heute sprach er noch davon, wie er sich freute, daß Sie morgen kämen.

Ach, der Vater, schmollte Rosette, und sich an Amey's Arm hängend, schmeichelte sie: nicht wahr, Du kommst? Und weißt Du, sei doch nur gegen die Mutter recht artig. Du willst nicht eifersüchtig sein, wenn Du ihr auch ein wenig den Kopf machst.

Amey kam. Aber seine Artigkeit gegen Frau Prichard war vergebens. Es konnte aus ihrem Benehmen Jeder deutlich erkennen, daß Amey bei ihr nicht in Gunst stand. Aber peinlicher als dies war die Beobachtung für Amey, daß die Geliebte heute wieder mit dem Müller und den anderen Gesellen in der unbüßigen Weise so feierte. Rosette war so ausgelassen und that so schön, namentlich mit Camard, dessen kleine Augen vor Wonne strahlten, daß sich Amey's Herz schmerzlich zusammenzog. Er fand keinen Trost in den verflochtenen Blicken, die sie von Zeit zu Zeit zu ihm wandte. So ähnelte hatte sie auch im Wirtshaus von Soliat zu ihm hingesehau.

Er ging bald fort, wie sehr ihn auch der Blick von Weiden nährte, und trotz Rosette's heimlich bittendem Blick. Sein Hut lag auf der Kommode, an der Rosette eben stand. Wie er nach demselben griff, wollte sie sich um, als wollte sie sehen, was er dort suchte, sah ihn an und flüsterte: Morgen.

Was soll das Morgen nach einem solchen Heul? sagte er, und er brauche. Er war ganz irr an Rosette. Er fragte sich, ob es möglich sei, daß er sich zu der Geliebten gelüßt haben könnte? Indem er diese Möglichkeit jagte, schloß er die ganze Gewalt seiner Liebe zu ihr, und es war die erste Liebe eines unentwöhnten, feurigen Herzens.

Eine solche Liebe verzweifelt an dem Morgen nicht so schnell, und so sah der Montag Amey auf dem gewohnten Pfad stehen. Er fand die Mädchen bereits bei der Tanne. Als er vom Bache heraufstieg, lief ihm Rosette entgegen, wor sich an seine Brust und küßte ihn, ohne an die Unmöglichkeit ihrer Schwelgere zu denken. Wie er das hübsche Geschöpf an sich her drückte, ihm in die leuchtenden Augen schaute, da war derummer vergessener, der seit gestern gar schwer auf ihn gedrückt hatte.

Du darfst mir nicht böse sein, hat und schmollte sie. Die Sophie hat mich schon gestern Abend so gelächelt! Aber konnte ich denn anders? Ach, wenn Du wüßtest, was ich ausgedacht habe, daß ich gegen die abhässlichen Menschen so sein muß!

Wahle? schloß er, indem er Amey mit ihr rollend den Pfad aufkam.

O, ich wüßte ja, daß Du nicht böse sein würdest, und ich hab's auch der Sophie gesagt. Siehst Du, tief sie dieser letzten zu, er schilt nicht wie Du. Du, er ist so gut! Sie schlang ihre Arme um Amey's Nacken und küßte ihn noch einmal mit zärtlicher Lieblichkeit.

Sophie schaute mit etwas trübem Blicken auf das junge Paar. Sie fand es sehr tadelswerth, daß Rosette ihre Reizung zu Amey vor der Mutter hinter ihrer Koelette zu verbergen gesucht hatte. Auch mochte Rosette gemessen sein, aber auch richtig? Und war diese Klugheit frei von Schwäche? Wie oft handelt der Mensch nicht aus Schwäche, wo er sich einredet, den Geboten der Klugheit zu folgen!

Rosette gefand dem Geliebten die Ursache ihres gestrigen Benehmens. Amey hatte, aber Sophie sah dabei einen leichten Schatten über sein Gesicht ziehen.

War es nicht das Beste, wenn er, um seinen Mädchen jede Falschheit zu erparzen, bei der Mutter offen als Werber um Rosette's Hand auftrat? So fragte Amey. Er verdiente ja seine zehnjährigen Franken, und wenn er fleißig war, wohl deren noch fünf-hundert mehr im Jahr. Er war also vollkommen im Stande, der Geliebten eine sorgenfreie Zukunft zu bieten. Freilich hatte er noch Mutter und Schwester zu unterhalten; allein Claire heirathete zum Frühjahr, und Bettelsohl bestand darauf, daß er von seinem Hochzeitsstage an die Sorge für die Mutter mit dem Freunde theile. Amey wußte keinen Grund, aus dem Frau Prichard seine Bewerbungen zurückweisen sollte. Er wollte gleich am nächsten Sonntag die Sache in's Reine bringen. Sophie unterstützte seinen Vorstoß. Sie war überzeugt, daß der Vater Amey mit offenen Armen empfangen würde, und derselbe hätte doch ein entscheidendes Wort in dieser Angelegenheit zu sprechen.

Rosette schüttelte den hübschen Kopf. Nun? fragte sie die beiden Aeltern. Da ward sie verlegen. Sie war überzeugt, daß die Mutter nie ihre Einwilligung zu der Verbindung mit einem „Arbeiter“ geben würde, mochte derselbe auch noch so gut gefeilt sein. Dazu war Frau Prichard zu ehrsüchtig. Aber Rosette wagte dem Geliebten diesen Grund nicht zu entdecken. Sie kannte Amey so wenig, daß sie ihn durch ein solches Geständniß zu beleidigen fürchtete. Sie äußerte daher, es läge ja keine Veranlassung zu so großer Eile vor. Sie fühlten sich ja Beide so glücklich unter der Rothtanne. Sagte die Mutter am Sonntag kein, so sei es vorüber mit ihrem verflochtenen Glück; die Mutter würde dann ein nur zu wachsam Auge auf alle ihre Gänge haben.

Und bist Du hier nicht glücklich? fragte sie, Amey zärtlich anblickend. Welche überzeugende Macht liegt nicht in den Augen der Geliebten!

Rosette schlug vor, es vorläufig beim Alten zu lassen. Amey sollte dann und wann in's Haus kommen und sich dabei Mühe geben, die Mutter von ihren Vorurtheilen gegen ihn zurückzubringen. O, er würde die Mutter gewiß für sich gewinnen, wenn er nur wollte.

Und bist Du, fuhr sie fort, inzwischen wird Dein Chronometer fertig — sie wußte jetzt von Sophie, was das für ein Ding sei —, und wenn Du dann die Preismedaille hast, dann kannst Du ganz anders vor die Mutter treten. Die Leute geben einmal was auf den Schein, sagte sie allsüßig hinzu.

Amey lächelte. Er fand, daß Rosette im Grunde Recht habe. Es trieb nichts zu Eile, und es war so schön unter der Tanne, wo jetzt und später auf dem Grund der Londoner Preismedaille so mancher glänzende Lustschloß von den Liebenden gebaut wurde.

Auch Sophie ließ die Einwendungen der Schwester gelten, zumal es Amey zufrieden war. Nur meinte sie, Rosette sollte sich fortan dem Vater mehr nähern, damit sie an diesem auf alle Fälle eine Stütze gegen die Mutter gewinne. Sie selbst ließ keine Gelegenheiten vorüber, der Schwester bei dem Alten das Wort zu reden. Rosette aber, durch die Mutter zu sehr verstimmt, vermochte sich in die oft bittere und rauhe Weise des Vaters nicht zu finden. Ja, wenn er so schenend mit ihren Schwächen und Fehlern umgegangen wäre, wie Amey! Der junge Mann war gegen dieselben keineswegs blind; aber Rosette erschien ihm noch wie ein Kind, dessen große Lieblichkeit zum guten Theil auf seinen Schwächen beruht. Wie es der Kraft gewöhnlich zu geschehen pflegt, Amey liebte das Mädchen um ihrer Schwäche willen nur um so mehr. Sophie bewachte die Schritte der Schwester an den Tag legte. Sie schämte sich seiner Liebe zu wachen, und sie liebte immer mächtiger emporkommen. Es war Sophie unentbar, daß die

Schwester unter dem Einfluß einer solchen Liebe nicht besser werden sollte, und Rosette schien es in der That zu werden. Sie bewies sich gegen Sophie viel liebevoller und inniger, auch suchte sie sich nicht mehr so viel, da es Amey nicht liebte.

Der Rath, den sie diesem in Bezug auf ihre Mutter gegeben, war in der That vortheilhaft, nur war Amey leider nicht der Mann, ihn zu befolgen. Frau Prichard hatte zwar die höchste Summe ihrer Eitelkeit auf ihre jüngere Tochter übertragen; aber sie war noch immer eine hübsche Frau, die diese Wahrheit lieber aus dem Munde eines jungen Mannes als von ihrem Spiegel hörte. Amey war zu gerade, um ihr den Hof zu machen, wenn er gelegentlich an einem Wochentage in's Haus kam, und seine Hübschheit ward als werthlose Münze erfunden. Auch schadete ihm die wachsende Günst des alten Prichard. Es genügte bei Frau Prichard schon, daß ihr Mann etwas lobte, um es zu loben und zu bewundern. Was der eine Pol des eisernen Magnets anzog, zog der andere an. Außerdem lag aber in Amey's Wesen etwas, das Naturen, wie diejenige der Frau Prichard, verlegen mußte: es war der Hauch einer edleren Natur, das Gepräge einer höheren Begabung und Bildung, als sie der Kreis um Frau Prichard aufzuweisen hatte.

Rosette hatte Amey der Schwester als brüderlich geschätzt. Sophie fand dies durchaus nicht. Seine Drolligkeit bestand in der That einzig darin, daß er sich nicht immer so austrieb, wie die anderen Leute im Wirtshaus. Er brauchte zuweilen ungewöhnliche Worte und Redewendungen, die er sich aus seinen Büchern angeeignet hatte. Frau Prichard fand hierin eine Schwäche, anders zu sein, als die anderen Leute, wodurch er sich nur lächerlich machte. Er mochte gern etwas Apathies vorstellen, meinte sie.

So kam Amey in der Genuß der Frau Prichard seinen Schritt vorwärts, während sich sein Chronometer täufel der Vollendung näherte.

Eines Mittags lag derselbe vollkommen fertig vor ihm, von einem starken goldenen Gehäuse eingeschlossen, zu dessen Befestigung sein Freund die Zeichnung gemacht. Auf der innern Kapfel stand des Verfertigers Name und Name deutlich eingeschrieben, und Amey dachte an die Zeit, wann erst die Uhren mit diesem Namen aus der Fabrik von Amey Wehlen in alle Welt hinauswandern würden. Er glühte vor Verlangen, Rosette das fertige Werk zu zeigen. Mit geflügelten Schritten eilte er lange vor der gewöhnlichen Zeit der Zusammenkunft mit der Geliebten entgegen. Es war ein prächtiger Herbsttag, und das Laubgold zwischen den höchsten begann bereits seine brennenden Purpur- und Goldfarben in das dunkle Immergrün der Fischen- und Tannennadeln hineinzumischen. Amey hatte heute keinen Blick für das arme, goldig stimmende Laub der Bieren, die an einigen Stellen in kleinen Gruppen beisammen standen, noch für die flammenden Fischen, die mit ihren roten Blättern hier und dort unter den Tannen emporloberten. Er dachte nur an Rosette und träumte von ihrer Weiden Zukunft. Wieberholt ergoß sich in ihm die träge fortwirkende Zeit. Bei jedem Knistern des trockenen Geräusels, bei jedem Windhauch glaubte er Rosette's Schritt, das Rauschen ihres Gewandes zu vernehmen; allein sie war es immer nicht. Wie lange hatte sich die Fabrik von Pombal die Freiabendglode geläutet; aber Rosette kam nicht. Der Himmel flammte im Purpur der hintergegangenen Sonne über Wald und Felsen auf, und noch immer keine Rosette!

Frau Prichard mußte die Demüthigung erdulden, daß sich Etienne Rogmond seiner „alten Freunde“ seit der Rückkehr in die Heimat nicht mehr zu erinnern schien. Es war übrigens mit dieser Freundschaft nie weit her gewesen. Wenn Etienne aus College in den Ferien heimkam, so hatte er auch wohl den alten Prichard in seiner Werkstatt besucht — weil er eben die Zeit mit nichts Anderem zu tödten wußte. Frau Prichard aber Rosette waren wahrlich nicht die Veranlassung seiner Besuche. Rosette war damals noch ein Kind, und des Collegiat hatte nur Augen für Mädchen, die älter waren als er selbst. Seitdem hatte Etienne bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters in Genf vier Jahre lang den Lebensabend im Großen gelernt und war dann auf sechs Monate nach Paris geschickt worden, um sich das Leben dort ein wenig anzusehen, bevor er in das Comptoir seines Vaters trat.

(Fortsetzung folgt.)

Wetterprognose. Gestern (vom dem Bergjournalant). Was nicht es denn, wenn Sie da einen Zettel angeschickt haben, auf dem steht: „Telegraphische Wetterprognose“... und alles übrige vermischt ist!

Kellner: „Ja... da stand „dauerend schön“ drauf.“

Gemüthlich. Wirth (zu einem besetzten Gasse). „Sie wollen noch hier haben, wo Sie doch kaum mehr sitzen können!“ Gass: „No, ich werde mich schon lassen!“

Etwas von der Butter.

Entwicklung der Butterbereitung bis zum modernen Molkereibetrieb.

In der Weltliteratur taucht die Butter, wenn auch nicht dem Namen nach, zuerst bei Herodot auf. Er berichtet, daß die Skythen die von ihren Stuten gewonnene Milch in großen hölzernen Büten aufhängen und dort von blinde Sklaven so lange umrühren lassen, bis sich oben eine dicke Schicht bildet; die gilt für das Beste. Allem Ansehen nach haben wir es hier mit einer Art Butterbutter zu tun, denn die ganze Art der Beschreibung erinnert an die bekannten Butterfässer, wie sie in bäuerlichen Kleinbetrieben auch heute noch anzutreffen und im Gebrauch sind.

Die Art der Butterbereitung, wie sie im 18. Jahrhundert in Deutschland allgemein geübt wurde, war ziemlich unvollständig. Da mußte die gewonnene Milch an kühlem Ort aufgestellt und dann der Rahm der sich oben abgesetzt hatte, vorsichtig abgeseigt werden. Dieser Rahm kam ins Butterfaß, und, um Buß's Worte zu brauchen, die „geschneid“ ge Fülle wurde mit durchlöcherigem Bistille bedrängt, bis das geblagte Element vor Angst in die und dünn sich trennt.“ Heute ist das Dampfbutterfaß auch in kleinen Betrieben zumeist ersetzt durch eines, bei dem das eigentliche Buttern, das Auf- und Abbewegen des Stampfers, in das bequemere Drehen einer Kurbel umgewandelt ist. Bei den großen Butterfässern der Molkereien wird das Drehen durch Maschinenkraft besorgt. Indessen, das ist noch nicht der wesentliche Unterschied gegen früher. Grundlegend im neuzeitlichen Molkereibetrieb ist die Behandlung des zu verarbeitenden Stoffes. Was man sonst nur durch Stehenlassen der Milch erreichen konnte, nämlich die Trennung der stark fetthaltigen Teile von der Magermilch, das kann man jetzt mühelos dadurch erzielen, daß man die Rohmilch in beheizten rotierenden Maschinen schleudert. Die schwerere Magermilch geht nach unten, die leichtere Sahne nach oben. In Deutschland gelang es zuerst 1876, einwandfreie Milchcentrifugen zu bauen, nachdem ähnliche Maschinen bereits seit 1859 zur Milchkümmersung verwendet worden waren. Weitere Fortschritte brachten die Erforschung einmal des Einflusses der Temperatur und zum anderen gewissen Bakterien auf den Verlauf des Butterns. Das beide Punkte im innigen Zusammenhang mit der Buttergewinnung stünden, hatte schon in frühesten Zeiten die Erfahrung gelehrt.

Der Bakteriologie war es vorbehalten, hier wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse zu gewinnen. Sie stellte fest, daß das Sauermwerden der Milch durch bestimmte Bakterien verursacht, und daß die Ausbeute an Butter mit bedingt wird durch die Menge der in der Sahne vorhandenen Bakterien. Es wurde auch ermittelt, daß noch andere Bakterienarten auf die Butter, und zwar auf ihren Geschmack nachteilig einwirken, und man hat gelernt, diese nach Möglichkeit unschädlich zu machen, indem man die Sahne, sofort nachdem sie die Schleuder verlassen hat, abkühlt, da sich diese Kleinstlebewesen bei einer Temperatur, die unterhalb einer gewissen Grenze liegt, nicht entwickeln können. Im aber andererseits auf die für die Butterbereitung günstigen Milchsäurebakterien nicht verzichten zu müssen, züchtet man diese künstlich in Reinkultur und setzt sie dem süßen Rahm zu. Das Einhalten bestimmter Temperaturen ist also in zweifacher Hinsicht für die Buttergewinnung wichtig, der Bakterien wegen und deshalb, weil die im Rahm enthaltene Butter ein Fett ist, das sich nur in der Erhaltungstemperatur aus dem Grundstoff abscheiden läßt. In Molkereibetrieben, die den Rahm durch Schleudern der Rohmilch gewinnen, spielt die Temperatur noch außerdem eine Rolle, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß man eine größere Rahmausbeute erzielt, wenn die Milch auf eine niedrige Temperatur gebracht wird. Man wärmt sie deshalb vor dem Schleudern an. Das dabei nicht mit behebigen Wärmegraden gearbeitet werden darf, das man vielmehr an bestimmte Grenzen gebunden ist, liegt auf der Hand. Wirtschaftlich-keits und Temperaturbeobachtung hängen also bei der Buttergewinnung eng zusammen, namentlich in großen Betrieben, in denen täglich viele Liter Rahm verarbeitet werden.

Es konnte deshalb nicht wundernehmen, daß man den Temperaturmessergeräten eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwandte. Vor allem machte sich das Bedürfnis nach Messgeräten geltend, die man nicht wie die Quecksilberthermometer an Ort und Stelle ablesen mußte. Da ansehend bedeutungslos Unschätzbares Personal die Butterausbeute stark beeinträchtigen können, muß der Molkereibetrieb seine Leute ständig unter Aufsicht haben. Das kann er aber nur, wenn er ein Zeitmessergesetzbares Zeit Ueberwachungs-

gängen opfert. Hier nun sprang für ihn das „Messen für alles“ unter den Naturkräften, wie ein wichtiger Kopf die Elektricität genannt hat, in die Reihe. Nämlich, wie sich das Quecksilber mit steigender Temperatur ausdehnt, steigt der Widerstand, den ein Metalldraht dem Durchgang des elektrischen Stromes entgegensetzt, mit zunehmender Temperatur und unabhängig von dieser. Die jeweilige Größe dieses Widerstandes läßt sich mit Hilfe eines geeigneten Zeigermetalldrahtes unschwer bestimmen. Das Messerblatt wird aber nicht mit dem elektrischen, sondern mit den entsprechenden Temperaturwerten versehen, so daß man die Temperatur in Celsiusgraden unmittelbar und mühelos ablesen kann. Die eigentlichen sogenannten Siemens-Widerstandsthermometer sind dünne Spiralen aus reinem Metalldraht, die, um sie vor Beschädigungen zu schützen, mit einem isolierenden Schutzmittel umgeben werden. An die Enden der Platinspirale schließt sich die Leitung an, die zum Messgerät führt. Da das Widerstandsthermometer nicht selbst abgelesen wird, sondern als Meßinstrument, so kann man das Thermometer natürlich auch an unzugänglichen Orten unterbringen, an die man mit dem Quecksilberthermometer gar nicht herankommt. Es wäre nun allerdings ein Nachteil, wenn man auch ein eigenes Meßinstrument brauchte. Das ist aber durchaus nicht der Fall, es genügt vielmehr ein einziges derartiges Gerät für eine große Anzahl von Thermometern. Jedes beliebige von ihnen läßt sich durch einen einfachen Handgriff, den Druck auf einen bestimmten unter dem Messgerät angebrachten Knopf auf dieses schalten. Der Zeiger bewegt sich dann sofort auf die Stelle der Scala, die der Temperatur am Orte des eingeschalteten Thermometers entspricht, und bleibt dort stehen. Neuerdings sind sogar noch auf dem Gebiete der elektrischen Temperaturbestimmung Fortschritte erzielt worden, indem es gelungen ist, Apparate zu bauen, die die Temperatur jedes einzelnen Widerstandsthermometers fortlaufend und dabei vollkommen selbstständig auf einem ablaufenden Papierstreifen aufzeichnen. Wenn also die Butter einmal nicht in wünschenswerther Weise gerate sollte, dann kann man durch den aufgeschriebenen Temperaturverlauf sehen, ob der Fehler durch Nachlässigkeit in der Temperaturbehandlung entstanden ist.

Der neue „Gothaer“

Von Feder v. Jodelitz.

Die neuen Genealogischen Almanache, die der altberühmte Verlag Julius Perthes in Gotha herausgibt und die man gemeinhin die „Gothaer“ zu nennen pflegt, sind wieder erschienen. Gotha hat (auch sonst) seine Denkwürdigkeiten (ganz abgesehen von der in besseren Fleischlagen außerst geschätzten Gothaer Wurst), aber zu ihrer größten Berühmtheit haben die Stadt doch die Genealogischen geführt. Wenn man beispielsweise im Jahrbuch St. Germain von „Le Gotha“ sprach, wußte man, daß nur der Almanach die Gotha gemeint war, die französische Ausgabe des sogenannten „Gothaer“.

So hieß das Haupt der Genealogischen nämlich bis zum vorigen Jahre. Der Hofkalender war das Dokument unter den Almanachen, das unentbehrlich die Nachschlagebuch, ein zuverlässiger Ratgeber durch die Genealogien der regierenden und nicht regierenden Fürstenhäuser und des Hochadels, der beste Führer durch das Reich der obersten Zivil- und Militärbehörden und der Gesandtschaften aller Länder. Aber nun hat er seinen Titel abgelegt. Die Revolutionen von gestern und vorgestern haben den Kreis der monarchischen Höfe in dieser Welt erheblich eingeschränkt, es sind bloß noch ein paar übrig geblieben, da verandert sich eine Titeländerung eigentlich von selbst, und so hat denn der alte Hofkalender diese Bezeichnung in den Untertitel verbannt und nennt sich ohnehin für 1920 in seinem 157. Jahrgang einfach „Gothaer Kalender“.

Somit ist er dieser geworden in diejeniger mageren Zeiten. Er umfaßt 1067 Seiten gegen 1036 vom Vorjahr. Er hat sich auch innerlich anders fassen müssen. Die Genealogien der Fürstengeschlechter sind selbstverständlich geblieben, ob vielfach auf die Souveränität klopffestiger ging. Nur heißt es bei den Entthronten überall „vormals“, wo sonst ohne diese Einschränkung ihr Herrscherthum angegeben war, und bei den deutschen Regierenden von einst steht dies „vormals“ natürlich in allen Artikeln wieder. Eine Ausnahme macht Viedstein im alten Staatsgenosse. Es ist auf der Landkarte nicht größer wie eine Sommerfrische, doch die Fliege bewahrt unermüdet ihre neutrale Haltung und ließ sich auch nicht revolutionär infizieren, und so herrscht denn heute noch Johann II. Maria Franz

Acidus Fürst von und zu Viedstein in voller Glorie über eine 11-110 Einwohner einschließend der Kinder.

Man durchblättert mit wehmüthigen Empfinden die erste Abteilung des Buches. Die Revolutionen haben gewaltig aufgeräumt. Kräfte Geschlechter sind aus ihren Stammbüchern vertrieben worden. Im 10. Jahrhundert kamen die Askaniernach Anhalt, im 12. nannten die Jägeringer sich schon Markgrafen von Baden, 909 wurden die Wittelsbacher Herzöge von Bayern, 1241 die Herzöge von Probanz Herren von Hessen. 1150 erwarben die edlen Herren von der Lippe Detmold, und Adolf Fürst von Oberrhein war 1088 Abt der Oberrheinburger, bis um 900 können die Wittener zurückrechnen und ähnlich lange die Schwarzburger. In grane Borzeit verliert sich das Westphalen. 1187 tritt der erste Comte de Wirtemberg auf, 1349 der erste Reichsgraf zu Waldeck. Und über 500 Jahre sehen die Hohenzollern auf märkischer Erde. Aus damit gibt keinen Respekt mehr vor geschichtlichen Werben.

In der zweiten und dritten Abteilung, den Genealogien der deutschen standesherrlichen Häuser und der anderen, nicht souveränen Fürstengeschlechter, machte die Abschaffung der Adelstitel in Oesterreich und der Habsburgischen gewisse Schwierigkeiten, die man aber auch durch das „vormals“ überwand. In Wien, wo sich Herr Rudelmeier ebenfalls gern Herr von Rudelmeier anreden liebt, ist nun der Fürst Klems von Metternich-Münchberg-Daca di Portella Graf von Königsdurch Durchlauf schlankweg Herr Metternich. Aber man weiß schon, vor dahinter steht, und so hat die böhmische Entadlung eigentlich weiter keinen Zweck. Interessant ist, daß sich auch viele vom Hochadel Belgiens, Englands, Frankreichs, Italiens und Spaniens wieder mit neuen Notizen eingefunden haben, und selbst der sehr wichtige diplomatisch-statistische Teil konnte auf Grund authentischer Angaben aus ehemaligen feindlichen Ländern fast-gemäß ergänzt werden.

In diesem Teil hat die Weltgeschichte alles ungenossen. Ein Beispiel für viele. 1918 umfaßte Deutschland 540,857 Quadratkilometer, jetzt nur noch 511,864. Aber gleiten wir rasch über Deutschland fort und blättern wir weiter. „Albanien“ Fürst Wilhelm zu Wied ist da noch Oberhaupt, doch bloß auf dem Papier. Näheres weiß man nicht. „Belgien“ — eine interessante Notiz über die Nationalitäten: 1910 sprachen nur französisch 283,334 und nur flämisch 3,220,662. Jetzt werden die Namen wohl französisch lernen müssen. „Dänemark“ — mit einem neu angelegten Königreich Island, das von 85,783 Seelen freundlich belebt ist. „Danzig“ — freistadt unter dem Schutz des Völkerbundes (weld immer-mehrliches Glück!), noch ohne Verfassung. „Finnland“ — Republik mit einer Verfassung vom Juli 1919 und umfangreichem diplomatischem Korps in Helsinki; der deutsche Vertreter wohnt an der Esplanade. „Frankreich“ — nur: Eszay-Rothringen mit nur französischen Bevölkerungsnamen — bloß der General-Inspekteur der Finanzen führt den nichtgallischen Namen Schweitzguth. In den alten Kolonien ist Kongo und Kamerun gekommen — halb und halb mit Großbritannien, das seine segnende Hand auch über Ägypten und ein Etüden weiter erstreckt. „Hedjas“ — das allerneueste, wieder ein Königreich von den Ententemächten anerkannt, sonst eine noch unklare Sache. „Italien“ — „erlöste“ Gebiete Trentino und Südtirol, etwas Kranten, etwas Strain, die dalmatinischen Inseln, also ganz italienische Gegenden. „Japan“ — mit Hingtau, Gouverneur Baron Kormio. „Montenegro“ — hängt noch in der Luft, da mit dem neuen schönen „Königreich der Serben, Kroaten und Slawonen“ vereinigt. „Oesterreich“ — demokratische Republik, Größe 81,879 Quadratkilometer (gegen 676,060 von einst). „Polen“ — Republik mit dem Großherzogtum Posen und Westpreußen (pui Geier!). „Rumänien“ — inklusive Besarabien und Komitaten von Ungarn und der Bukowina. „Austland“ — noch weiter; „neuer Nachrichten fehlen“.

„Serbisch-kroatisch-slownisches Königreich“ — schon häufig erwähnt, erbliche Monarchie unter den Karageorgewitsch, mit Bosnien und der Herzegovina, Montenegro, ein bischöfliches Kranten, ein bischen Krain (siehe Italien), ein bischen Banat, Kroatien und Slawonien. „Tschechoslowakische Republik“, ähnliche Geographie, der deutsche Vertreter da'elst Oberlehrer und Schriftsteller Professor Dr. Samuel Saenger.

„Lürkisches Reich“ — findet sich noch, aber wo? „Ungarn“ — vorläufig eine unabhängige Volksrepublik ohne statische Nachrichten. Das sind so die Reuigkeiten bei flüchtiger Durchblätterung.

Nicht ganz unbedeutend sind auch die übrigen Völker geblieben. Die bisherigen Taschenbücher des Hochadels und Vrielsadels wurden unter dem Gesamttitel „Taschenbuch der adeligen Häuser“ zusammengefaßt. Dabei behält der des deutschen Hochadels seine alte Stelle, nur wurden hier die Aufnahmebedingungen insofern anders gestellt, als der erste beauftragte Namensträger mindestens 1350 gezeugt haben muß. Adelsgeschlechter, denen das nachzuweisen nicht möglich ist, finden im zweiten Taschenbuch der adeligen Häuser Aufnahme, das den Unterstitel „Alter Adel und Vrielsadel“ führt. In den Taschenbüchern der adeligen und freiherrlichen Häuser ist in genealogischem Sinne alles ziemlich das gleiche geblieben — bis auf die schon erwähnten Verfügungen Oesterreichs und der Habsburg, die indessen die wissenschaftliche Genealogie nichts anhaben.

Nachtbeobachtungen mit unsichtbarem Strahlen.

Bei dem Stellungskriege hatten sich nützliche Untersuchungen, namentlich kleiner Patronen, immer mehr entwickelt. Wüchsen des Landes mit dem Scheinwerfer leuchte nur das feindliche Feuer auf diesen, und die Benutzung von Leuchtgütern u. a. machte auch die eigene Stellung sichtbar. In Amerika arbeitete man deshalb eine Methode aus, welche auf der Wärmeabstrahlung des Menschen beruht, die wegen seiner höheren Temperatur, namentlich nachts, stets größer ist, als die des Bodens. Stelle man eine empfindliche Thermosäule in den Vremppunkt eines 36 Zentimeter-Parabolspiegels, wie er sonst zu kleinen Scheinwerfern benutzt wird, und verband sie mit einem empfindlichen Galvanometer, so gelang es, einzelne Menschen auf 180 Meter zu entdecken. Selbst in hinter einer Bodenwelle verdeckt liegender Mann wurde noch auf 120 Meter festgestellt, sobald er nur den Kopf darüber emporhob.

Praktische Verwendung hat diese Vorrichtung gefunden, um das Durchdringen der Stacheldrahtverhänge zu verhindern. Dazu wurde der Spiegel in einiger Entfernung davor so aufgestellt, daß sich sein Feld parallel zum Schützengraben erstreckte. Er wies weiterhin auch zur nützlichen Verfolgung von Flugzeugen benutzt worden, bei welchen die Strahlung des Motors und auch der Auspuffgase sich deutlich bemerkbar machte. Störungen traten hier aber durch einzelne sich fortbewegende Wolken ein.

Kinderrechnung.

Vater (nach Hause kommend, zu seinen drei Kindern): „Denk euch, heut' hab' ich etwas Besonderes mitgebracht, drei Erbsen in Gelse!“

Kinder (hübelnd): „Oh! Du gutes Vater!“

Mutter: „Nun denk euch, wir bekommen zu den drei Erbsen vier Gaste, wie würden wir da leben?“

Bauki, der älteste, siebenjährige Bub, holt eifrig Meißtisch und Papier, um das Exempel auszurechnen. Helene (das fünfjährige Töchterchen, meint wichtig): „Mutti muß noch einen Hering dazu holen!“

Ernst (das vierjährige Nesthäkchen, schreit rotlos): „Ach was! Wir werfen die Gaste raus und essen die Erbsen selber. Und ich krieg' nen ganzen!“

— Eingegangen. Zu einer Nordpolexpedition meldete sich ein Patrose. „Ich mache Sie darauf aufmerksam“, sagte der Expeditionsleiter, „daß unsere Reise nicht ungefährlich ist. Sie können erfrieren.“

„Das ist schlimm“, sagte der Patrose. „Sie können verhungern.“

„Auch schlimm.“

„Oder von wilden Tieren gestreift werden.“

„Schwächlich.“

„Und dann werden Sie Ihre Frau mindestens drei Jahre nicht sehen.“

„Na“, sagte der Bewerber, „ist das wahr? Dann werde ich die Fahrt mitmachen!“

— Nur Geduld. Krämer (der etwas langweilig bedient): „Gebuld bringt alles zuwege, mein Junge, du kannst Wasser im Siebe davontragen, wenn du Gebuld hast, zu warten!“

Junge: „Da kann ich aber lang warten!“

Krämer: Warum? Wofür so lange, bis es gestoren ist!“

— Fräzeden. Sündenfall. Der Stellner brachte dem Gaste die Rechnung. Der Gast zahlte und sagt nachdenklich:

„Ja so, Kriemhild sind ja hier in dem Lokal verboten.“

„Vieher Herr“, erwidert der Stellner, „die Kriemhild im Paradies wäre auch verboten.“

— Sonntagsreiter. A. „Das Pferd, auf dem ich gefahren ausritt, hatte eine prachtvolle Wärme.“

B.: „Und hatte es die auch noch am Ende Ihres Spazierrittes?“